

Sachbuch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **87 (2007)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sachbuch

Peter Gross

Jenseits der Erlösung. Die Wiederkehr der Religion und die Zukunft des Christentums

Bielefeld: Transcript-Verlag 2007

Aufgabe der Religion ist gemäss soziologischer Definition, die unverfügbaren Ränder der Gesellschaft und des menschlichen Lebens zu kontrollieren. Dass der Mensch stirbt, dagegen kann keiner etwas tun, kein Polizist, kein Steuerberater, keine Ärztin. Spätestens am Grab beginnt die Grauzone der Religionen. Schamanen, Brahmanen, Imame und Pfarrer regieren in diesen düsteren Gefilden, die niemand freiwillig betritt.

Doch all das, findet Peter Gross in seinem Buch «Jenseits der Erlösung», sei banal. Eine so allgemeine Definition von Religion als «Kontingenzbewältigung» bleibe blutleer. Dasselbe gelte von der Wiederkehr der Religion, die allüberall postuliert werde. Nicht die allgemeine Frage nach der «Wiederkehr der Religion» interessiere, sondern einzig die spezifischere nach der «Zukunft des Christentums». Die Substanz, das Blut und die Glut, das ist's, worum es Gross in seinem leidenschaftlichen Wurf geht.

Gross lehnt sich wahrlich weit hinaus, und dort draussen zeichnet er mit wuchtigem Stift seine Skizzen. Den Menschen beschreibt er im Anschluss an die Anthropologie als «Mängelwesen»: wir seien unvollendet, unruhig, es fehle uns an Instinkt. Doch der Mangel enthalte auch Möglichkeiten. Das Defizit setze die spezifisch menschliche Dynamik frei. Dasselbe gelte auch für den Tod, an dem jegliche Allmachtsphantasien und Ganzheitskonzepte zerbrächen. Hier, an der Grenze, würde das menschliche Leben seine Intensität empfangen, seinen nie erlöschenden

Antrieb. Auch mit dieser Denkform knüpft Gross an eine alte philosophische und theologische Überlieferung an.

Ebenso alt seien die Versuche, das Defizit zu vertuschen, den Mangel zu beheben. Den Stachel herauszuoperieren, wie Gross sich in einem an Paulus angelehnten Leitmotiv des Buches ausdrückt. Geschichtsphilosophische Spekulationen, egal ob an Marx oder Markt orientiert, postulierten innerweltliche Vollendung in naher oder ferner Zukunft. Sie alle werden – auch das ist nicht neu – von Gross als Transformationen christlicher Erlösungsvorstellungen, aus der Vertikalen in die horizontale Zeitachse, entlarvt. Ob Himmel oder Futur – beides seien Strategien, das Unvollendete spekulativ zu verganzheitlichen.

Dasselbe soll für alle Formen holistischer, esoterischer, mystischer, gnostischer Religiosität gelten, wo Gross keine Gnade kennt. Was sogar Kirchen als Wiederkehr der Religion feiern, dieser «allüberall hervorquellende psychologische Polytheismus», wird von Gross als «Schwundstufe simpler Spiritualität» gebrandmarkt. Das Anliegen ist klar: Differenz darf nicht eingegeben werden. Es gibt keine innerweltliche und auch keine innerseelische Ganzheit. Für den Kreuzzug gegen alle Formen von Holismus wappnet sich Gross mit den *Arma Christi*: «die Nägel, die seine Hand durchbohrten, die Lanze, die seine Seite öffnete, der Kelch, der sein Blut auffing, die Dornenkrone, die seine Stirne verletzte, das Schweisstuch, das sein Antlitz trockenete».

Doch man fürchte sich nicht: «Jenseits der Erlösung» ist kein grausiger katholischer Traktat. Die *Arma Christi* werden ins Metaphorische gewendet. Nur darum geht es Gross, dass die Unerlöstheit bleibt. Auch der christliche Himmel kann nur eine Flucht sein. Vorläufig gilt es, «im Fleisch», innerhalb der Grenzen und Gräben menschlicher Bedingtheit, zu leben. Diese mit Hilfe des christlichen Symbolsystems neu zu deuten, ist die eigentlich schöpferische Leistung des Buchs.

Soziologisch lässt sich gemäss Gross ein veränderter Umgang mit Makeln beobachten: sie werden im Soap-Zeitalter nicht mehr versteckt, sondern vielmehr zur Schau getragen. Wunden sind geradezu prestigeträchtig. Darin sieht der Soziologe scharfsichtig eine Korrelation zur Christologie: die Wunden sind gemäss

christlichem Glauben das Erkennungsmerkmal des Auferstandenen! Hier, in dieser Entsprechung des Stigmamanagements in Soziologie und Christologie, zeichnet sich für Gross eine «Geburt innerhalb der Grenzen des überkommenen Christentums» ab; Stigmata und damit verbundene Erlösungsbedürftigkeit weisen fortan nicht mehr ins Jenseits, sondern jenseits jenseitiger Erlösung ist das erlöste Anerkennen des Nichterlöstseins im Diesseits das Ziel aller Wege.

Ist es das? Man zweifelt wie Gross' Leitfigur, der zweifelnde Thomas. Weiss der Soziologe, wenn er die Litanei über leere Kirchen nachspricht, dass das Christentum weltweit schneller wächst als die Menschheit? Und dass die am schnellsten wachsenden Gemeinden, auch hierzulande, die evangelikalen sind, die mit den in diesem Buch vorgelegten entmythologisierenden Interpretationen nichts, aber auch gar nichts anzufangen wüssten? Die haben nämlich feste Vorstellungen vom Jenseits, die verstehen sich durchaus als erlösungsbedürftig, und die haben ihren Erlöser: Jesus Christus. Basta. So einfach ist das.

Das Buch kann als Zielgruppe nur einen kleinen und wohl wirklich kleiner werdenden Kreis von kritischen Christen und Kryptochristen in unseren Breitengraden im Auge haben. Mit Blick auf diese wäre dem faszinierenden Opus an einigen Stellen mehr Tiefenschärfe zu wünschen. Zum Beispiel ist «der Gottessohn» dem Tod nicht entgangen, er eben gerade nicht, auch wenn Gross das gut gnostisch insinuiert: «Tatsache ist, dass es noch nie vorgekommen ist (ausser beim Gottessohn), dass ein Mensch dem Tod entgeht.» Sonst würde das christliche Erlösungsparadox – Vernichtung des Todes durch den Tod – dem platten Dualismus von Himmel und Erde, Diesseits und Jenseits zum Opfer fallen. Dem Tod entgangen sind hingegen Elija und Henoch, auch wenn man, solches sagend, riskiert, von Gross als esoterisch infizierter Kirchenchrist identifiziert zu werden. Indessen ist es einfach biblisch. Elija wird in einem Feuerwagen entrückt (1 Kön 2,11), und von Henoch heisst es: Er «lebte mit Gott. Dann war er nicht mehr da; denn Gott hatte ihn hinweggenommen» (Gen 5,24).

Damit kommen wir zum Punkt, der den Leser – einen Theologen protestanti-

scher Provenienz – an diesem Buch leicht irritiert: der sorglose Umgang mit biblischen Texten. Intensiv und exzessiv werden die Metaphern vom Stachel und der Wunde zitiert, ja zelebriert. Andeutungsweise erfährt man, welchen Stellen sie entnommen sind. Dem Autor entgeht dabei, dass der sogenannt ungläubige Thomas seine Hand gar nicht in die Wunde des Auferstandenen legt. Er sagt nur: *«Mein Herr und mein Gott!»* (Joh 20,28). Diese Antwort wäre ein Wasserfall auf die Mühle von Gross: an der Wunde wird Gott sichtbar. Der stigmatisierte Gott. Und auch die andere Passage, die passim zitiert wird, wäre ein solcher Katarakt: vergeblich versucht Paulus, den *«Stachel im Fleisch»* herauszuoperieren. Gott selber rechtfertigt die Existenz dieses *«Sattansengels»* (sic!) mit den Worten: *«Du hast genug an meiner Gnade, denn die Kraft findet ihre Vollendung am Ort der Schwachheit»* (2 Kor 12,9). Kraft in der Schwachheit – das ist doch die Pointe von Peter Gross' Buch, oder?

besprochen von ANDREAS FISCHER, geboren 1966, evangelisch-reformierter Pfarrer in Zürich-Schwamendingen.

Ulrike Ackermann (Hrsg.):

Welche Freiheit. Plädoyers für eine offene Gesellschaft

Berlin: Matthes & Seitz, 2007

Was ist Freiheit? So fragt die deutsche Publizistin Ulrike Ackermann ohne Umschweife, und Autoren wie Ralf Dahrendorf, Wolfgang Sofsky, Ian Buruma und André Glückmann nehmen Stellung – oder auch nicht. Der holländische Intellektuelle Ian Buruma etwa rollt in seinem Aufsatz die Geschichte vom Mord am holländischen Filmemacher Theo van Gogh neu auf. Er zeigt, wie die Meinungsfreiheit in van Goghs notorischen Provokationen gegen die muslimische Kultur strapaziert wird. Die Freiheit, seine Meinung kundzutun und andere zu beleidigen, provoziert Bedrohung durch die Beleidigten. Die Frage bleibt: Wer hat hier das Recht auf welche Freiheit?

Zumeist werden bekannte Positionen und Konflikte in klassischer Weise erläutert. Der Beitrag Ralf Dahrendorfs kann

hier stellvertretend für die anderen stehen. Als Vertreter eines gemässigt-konsensfähigen Liberalismus bietet Dahrendorf eine klare, wenn auch nicht eben neue Auffassung, indem er Freiheit als *«Abwesenheit von Zwang»* definiert. Natürlich geht es, wenn die Spielräume verschiedener Menschen sich aneinander reiben, nicht ohne Grenzen. Die von Jean-Jacques Rousseau propagierte *«liberté naturelle»* muss der *«liberté civile»* weichen. Im Vordergrund stehen dabei nicht konkrete Regeln, sondern weitgefasste Rahmenbedingungen. Der demokratische Prozess und die damit verbundene Schaffung einer Verfassung, durch die eine Gesellschaft Macht begrenzt, ist für Dahrendorf letztlich Garant der Freiheit des einzelnen. Wer die Verfassung missachtet und nach Macht greift, verletzt die Freiheit in ihrem Innersten.

Rahmenbedingungen freilich bedürfen des ideellen Rückhalts. Eine Gesellschaft, die sich nicht auf gemeinsame Werte verständigt, wird nur schwerlich eine freiheitliche sein können. Die *«liberté civile»* setzt eine aktive Teilnahme voraus. Oder, wie Ralf Dahrendorf feststellt: *«Freiheit ist nicht bloss ein Zustand, eine feststehende Situation, sondern setzt ein bestimmtes Verhalten voraus. Freiheit überlebt nur als tätige Freiheit.»* Schade nur, dass der Wertediskurs im Sammelband über weite Strecken diffus bleibt.

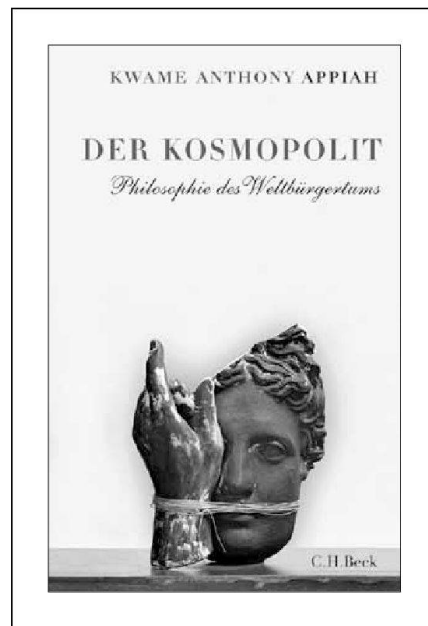
besprochen von PHILIPP REICHEN, geboren 1977, Historiker.

Josef Reichholf

Eine kurze Naturgeschichte des letzten Jahrtausends

Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag 2007.

Viele Menschen sind empfänglich für Szenarien, die von künftigen Katastrophen handeln und zugleich suggerieren, Menschheit und Erde befänden sich gegenwärtig in einem klimatischen Gleichgewicht. An beiden Vorstellungen sind Zweifel angebracht. Belegen lässt sich, dass es in der Geschichte der Erde immer Klimaveränderungen gegeben hat. Der Münchner Zoologe Josef Reichholf, einer der angesehensten deutschen Naturhistoriker, betont in seinem neuen Buch, dass



Kwame Anthony Appiah, *Der Kosmopolit. Philosophie des Weltbürgertums*. Aus dem Englischen von Michael Bischoff. 222 S. Geb. EUR 19,90 / sFr 35,90(UVP)

Kwame Anthony

Appiahs elegant geschriebenes Buch holt das klassische Ideal des Weltbürgers zurück in unsere Zeit.

„Einer der 25 wichtigsten Denker der Gegenwart.“

Le Nouvel Observateur



Kwame Anthony Appiah, geboren in London und aufgewachsen in Ghana, bekleidet heute nach Professuren in Yale, Cornell, Duke und Harvard einen Lehrstuhl für Philosophie in Princeton.

C.H. BECK
www.chbeck.de

die Erde ein dynamisches System war und ist. In seiner Naturgeschichte der letzten 1000 Jahre zeigt er, wie das Klima unsere Umwelt und ebenso das Denken der Menschen beeinflusst hat. Analysen von Jahresringen der Bäume, Bohrkernen aus dem Eis der Arktis, Pollenanalysen sowie Chroniken liefern ihm die Grundlagen für seine Thesen.

Was wir gegenwärtig erleben, ist also nicht zwangsläufig etwas Neues. Die heutigen Temperaturen sind auf dem Niveau der mittelalterlichen Warmzeit. Ist das so schlimm? Nein, denn ein Blick zurück zeigt, dass klimatische Warmphasen immer Zeiten waren, in denen es der Natur und damit auch dem Menschen besser ging als in den Kaltphasen. Im warmen Hochmittelalter reiften in Köln die Feigen, Bayern war bekannt für seine Weine, die auch nach Italien exportiert wurden. Nach den frühmittelalterlichen Rodungen gaben die Böden so viel her, dass die Bevölkerung wachsen konnte, wobei es zwischen 1100 und 1300 zu einer Welle von Stadtgründungen kam.

Die Kleine Eiszeit, die in Mitteleuropa von 1400 bis 1800 dauerte, war für die Menschheit hingegen eine höchst schwierige Periode. Mit der merklichen Abkühlung rückten Menschen und Tiere näher zusammen. Als Folge davon traten Krankheiten und Hygieneprobleme in den engen mittelalterlichen Städten auf. Bis um 1400 kam es zu einem Gletscherhochstand, wie man ihn erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wieder erlebte. Grosse Seen wie der Bodensee waren regelmässig zugefroren. Schlechte Witterung verschlimmerte die Leiden der Menschen. Hinzu kamen die grossen Pestzüge, die Millionen von Menschen hinrafften. Die um 1500 einsetzende Neuzeit änderte die Lage der Menschen nur wenig. Die Bilder der alten holländischen Meister zeigen die extremen Winter, die zu damaliger Zeit in den Niederlanden herrschten. Auch aus der Globalisierung mit den Entdeckungen in Südamerika konnten weite Teile Europas lange keinen Profit ziehen. Als Folge der kalten und oft langen Winter setzten sich so wertvolle Nutzpflanzen wie die Kartoffel oder der Mais erst mit Jahrhunderten Verspätung durch. Der Mais gelangte von Spanien nach Südosteuropa und drang spät mit dem Vorstoss der Türken nach Ungarn und Österreich vor.

Besserung setzte erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts ein. Mit der Erwärmung wurde die Natur als weniger bedrohlich empfunden; das von Jean-Jacques Rousseau beeinflusste Naturbild der Romantik, das eine vom Menschen kontrollierte Natur als Gartenlandschaft idealisierte, vermochte sich nun Geltung zu verschaffen. Noch heute haben die Naturschützer eine durchaus verklärte Sicht auf die Welt und wollen vor allem eines: bewahren. Die Konservierer – an vorderster Front Xenophobe und Umweltschützer – sind Gegner jeglicher natürlichen Veränderung, die – das Wortspiel sei gestattet – in der Natur der Natur liegt. Tiere und Pflanzen kommen auch mit einer technisierten, vom Menschen beeinflussten Natur zurecht und passen sich den Gegebenheiten an. Dies beweist nicht zuletzt das Wuchern von Flora und Fauna in Industriebrachen, auf Truppenübungsplätzen und verlassenen Flughäfen.

Diese Aspekte des Zusammenlebens auf dem Planeten geraten angesichts der Warnungen vor dem Zusammenbruch des Systems Erde in den Hintergrund. Immer mehr Menschen fragen sich, ob uns die Natur für unser Tun bestrafen wird und wenden sich dem Irrationalen zu – mit Folgen für die geistige Beweglichkeit. Die Zahl derer, die den Klimagau in Frage stellen, nimmt ab, der Ablasshandel mit Klimazertifikaten zu. Josef Reichholf führt uns in überzeugend un-aufgeregter Weise vor Augen, dass man die Welt nur verstehen kann, wenn man sie als ein System begreift, das in stetem Wandel ist.

besprochen von PHILIPPE WELTI, geboren 1959, PR-Berater in Zürich.

Horst Poller

Frei sein und dienen. Der Weg zur freiheitlichen Bürgergesellschaft

München: Olzog Verlag, 2006

«Der Versorgungsstaat hat versagt. Er ist das Ergebnis von überzogenem Anspruchsdenken und blinder Staatsgläubigkeit.» Horst Pollers Fazit zur deutschen Lage ist unmissverständlich. Doch beschränkt er sich nicht auf ein kritisches Resümee der

aktuellen Situation unseres nördlichen Nachbarn. Noch auch übt er sich im Anschluss daran in blindwütiger Dogmatik. Vielmehr reibt er sich produktiv an verschiedenen Positionen. Ausgehend von den alten Hochkulturen Chinas, Griechenlands und Roms, bis hin zu modernen Staatsverfassungen, entwickelt er seine Forderungen im Zwiegespräch mit verschiedenen liberalen Vordenkern aus der Geschichte der Wirtschaftslehre. Und die sind vom Ruf nach weniger Staat geprägt. Die Idee der sozialen Gerechtigkeit – Poller versteht darunter die Verteilungsgerechtigkeit – unterminiere die Freiheit des einzelnen und unterbinde damit eigenverantwortliches Handeln; sie mache alle Menschen gleich, statt ihren individuell unterschiedlichen Fähigkeiten gerecht zu werden; der in vielen westeuropäischen Ländern hochgehaltene Primat der sozialen Sicherheit führe zu einem Anspruchsdenken gegenüber dem Staat und damit zur Unmündigkeit; die Motivation, aus eigenem Antrieb zu handeln, erwachse jedoch aus der Selbstverantwortung, und diese wiederum sei unerlässlich, um die eigene Verantwortung für andere in der Gesellschaft wahrzunehmen. Das alles ist zwar nicht gerade neu, doch verbindet der Autor Ausflüge in die liberalen Traditionen der europäischen Vergangenheit geschickt mit Überlegungen zu ihrer Aktualität.

Horst Poller geht mit sozialistischen Denkmustern hart ins Gericht, so etwa mit der These, dass höhere Löhne allein mehr Kaufkraft schafften und damit die Produktion ankurbelten. Er zeigt schlüssig auf, wie in Deutschland durch ein zu sehr auf Anstellungssicherheit bedachtes Arbeitsrecht Arbeitsplätze verhindert werden. Auch auf Nebenschauplätzen leistet der Autor Erhellendes. So zeigt er, wie die katholische Soziallehre in Deutschland Ludwig Erhards liberal orientierter Marktwirtschaft eine völlig andere Richtung gegeben hat. Und *last but not least* unterzieht er linke Schlagworte wie «soziale Gerechtigkeit» und «Sozialabbau» einer klarsichtigen Analyse.

besprochen von MICHAEL FLÜCKIGER, geboren 1973, Germanist und Manager bei der Schweizerischen Post.